

Achtsam in die krisenfeste Gesellschaft

Rede von Vanessa Vu auf dem Neujahrsempfang des AWO Bundesverbandes¹

Liebe Zuschauerinnen und Zuschauer,

ich freue mich sehr, hier in den Räumen der Arbeiterwohlfahrt die Neujahrsrede halten zu dürfen. Es ist mir eine große Ehre, das Jahr für eine Institution mit so reicher Geschichte eröffnen zu dürfen. Die Arbeiterwohlfahrt kann nicht nur mit Stolz auf ihre Gründerin Marie Juchacz zurückblicken, sondern auch auf das, was sie in diesen außergewöhnlich schweren letzten Monaten für weniger privilegierte Menschen geleistet hat.

Nun eröffnet man das Jahr traditionell mit einem Ausblick. Das möchte ich auch gerne tun. Doch vorher möchte ich zurückblicken – denn zumindest ich bin noch nie in ein Jahr gestartet, das dermaßen im Schatten des vergangenen Jahres gestanden hat. Der Satz ist für jedes Jahr wahr, für dieses aber ganz besonders: Alles, was in diesem Jahr erwächst, das wächst auf dem Boden des letzten.

Doch auf welchem Boden stehen wir? Ich persönlich habe, wie viele Menschen in diesem Land, seit vielen Monaten nicht mehr meine Familie und meine engsten Freundinnen umarmt. Natürlich sehen wir uns noch. Wir hören die Stimmen der anderen, ihre Geschichten, aber eben digital. Es sind meist kleine Geschichten, private Geschichten. Ansonsten wache ich auf mit einem Grau vor dem Fenster, manchmal fallen Schneeflocken, manchmal kommt ein bisschen matte Wintersonne hervor, dann gehe auch ich nach draußen. Ansonsten beschränke ich mein Leben weitgehend auf meine eigenen vier Wände. Mein Fenster zur Außenwelt, das sind vor allem die Nachrichten und die sozialen Medien. Und da sehe ich: Während ich so zurückgeworfen werde auf mich selbst, während das Leben gefühlt immer kleiner wird, weil der eigene Bewegungsradius immer kleiner wird, beschleunigt sich die Welt da draußen. Es ist komisch, wie beides zugleich existiert: die quälende Langsamkeit im Privaten, das unvermeidbare Warten auf bessere Zeiten, der Stillstand fast. Und dann diese Geschwindigkeit da draußen. Das Tempo, in dem politische Entscheidungen verkündet werden, das Wettrennen um die Impfstoffentwicklung und -beschaffung, die steigenden und fallenden Kurven überall – und dann diese Virusmutation, von der einige sagen, dass sie das Pandemiegeschehen noch einmal komplett verändern könnte, B.1.1.7.²

- 1 Der Text ist die ungekürzte Fassung der Rede, gehalten auf dem 1. Online-Neujahrsempfang des AWO Bundesverbandes am 14. Januar 2021.
- 2 <https://krautreporter.de/3635-als-wurde-eine-neue-pandemie-starten?shared=c028cc0c-0648-41e5-870e-05858be0f420>.

Zwischen diesem Schnellen und dem Langsamen, davon bin ich überzeugt, ist ein Vakuum entstanden. Unsere Bundeskanzlerin sprach in ihrer Sommerpressekonferenz 2020 von einer „demokratischen Zumutung“³. Die Krise, die wir erleben, sei eine „nicht gekannte Herausforderung“. Der Publizist Albrecht von Lucke fand noch drastischere Worte: Wir hätten es mit der „größten Herausforderung für die Demokratie seit dem Untergang ihres totalitären Kontrahenten 1990“ zu tun.⁴ Demokratien seien von innen massiv herausgefordert, an der Grenze ihrer Handlungsfähigkeit angelangt. Nie sei in der Bundesrepublik das Verhältnis von Staat und Gesellschaft so grundsätzlich verhandelt worden wie 2020.

Doch was folgt daraus? Welche Lehren aus 2020 müssen wir 2021 mitnehmen? Erlauben Sie mir einige Vorschläge.

Diese Pandemie hat gezeigt, wie fragil unsere Gesellschaft ist. Sie ist nicht darauf ausgelegt, die Krisen zu bewältigen, die uns gerade begegnen und in Zukunft noch viel häufiger begegnen werden. Und das beginnt bereits im Privaten: In vielen heterosexuellen Paarbeziehungen⁵ sind es die Frauen, die die Mehrfachbelastung in der Krise schultern. Die Hans-Böckler-Stiftung veröffentlichte erst vor wenigen Wochen eine Studie, wonach die durchschnittliche Erwerbsarbeitszeit von Frauen im Zuge der Corona-Krise stärker gesunken sei als die von Männern.⁶ Vor Ausbruch der Pandemie arbeiteten Frauen im Durchschnitt fünf Stunden pro Woche weniger als Männer in einem bezahlten Job. Im Herbst 2020 betrug die Differenz sechs Stunden. In anderen Worten: Während dieser Krise verdienen Frauen noch weniger Geld als ohnehin schon, was sich nicht nur auf ihre Gegenwart auswirkt, sondern auch auf ihre finanzielle Zukunft. Frauen sind schon jetzt die Verliererinnen der Corona-Krise.

Die Studienautor*innen vermuten, dass dies an der ungleich verteilten Sorgearbeit für Kinder und Ältere liegt und lieferten auch dazu eine eindrucksvolle Zahl: Im November fragten sie, wer den größeren Teil der anfallenden Kinderbetreuung übernimmt. Männer und Frauen scheinen sich zwar grundsätzlich einig, dass es die Frau ist – aber bei der Einschätzung der Arbeitslast gingen die Wahrnehmungen auseinander. 59 Prozent der Männer glaubten, ihre Partnerin übernehme mehr. Bei den Frauen gaben 69 Prozent an, dass sie mehr übernehmen. Ich finde es ja schon skandalös, dass es überhaupt so selbstverständlich die Frauen sind, die nun bezahlte Arbeit gegen unbezahltes Homeschooling und Pflege eintauschen. Dass Männer den Anteil aber nicht einmal sehen und anerkennen, das macht mich umso bestürzter.

Homeoffice macht die Rollenverteilung unter heterosexuellen Paaren übrigens nicht besser. Dort verstärkt sich, was ohnehin schon war: Arbeiten beide im Homeoffice, also könnten theoretisch beide sich auch parallel um Kinder und Haushalt kümmern, übernehmen trotzdem eher Frauen diese Fürsorgearbeit. Männer ziehen sich eher in Überstunden zurück. Das zeigt eine Expertise

3 <https://www.bundeskanzlerin.de/bkin-de/aktuelles/kanzlerin-sommer-pk-1780768>.

4 Lucke, A. 2021: „Ein Jahr Corona: Ende oder Wende? In: Blätter für deutsche und internationale Politik 1/2021.

5 Zu anderen Lebensformen liegen mir leider keine Daten vor.

6 <https://www.boeckler.de/de/pressemitteilungen-2675-corona-und-arbeitszeit-lucke-zwischen-den-geschlechtern-bleibt-29563.htm>.

für den Dritten Gleichstellungsbericht der Bundesregierung, die das Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Institut gemeinsam mit dem Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung vorgelegt hat.⁷

Und wir haben hier noch gar nicht vom sogenannten Mental Load gesprochen: dem ständigen Mitdenken – nicht nur auf der Arbeit, sondern auch, was die Organisation des Haushalts und des Privatlebens angeht. An Geburtstage denken, Geschenke besorgen, die Verwandten anrufen. Die feministische Publizistin Teresa Buecker warf zum Jahresende in ihrer Kolumne die Frage auf, ob diese Gedankenarbeit, wie sie sie nennt, nicht auch geteilt werden müsste.⁸ Mann – mit zwei N – mag das belächeln. Aber jeder Mensch, der viel Gedankenarbeit macht, weiß, wie schnell sie zum Burnout führen kann. Und bitte verstehen Sie das jetzt nicht als Verharmlosung, aber: Corona ist noch eine vergleichsweise bewältigbare Krise. Es können noch ganz andere Zeiten anbrechen. Wie sollen wir diese zukünftigen Krisen stemmen, wenn die Belastung zwischen den Geschlechtern so ungleich ausfällt? Wenn wir nichts dagegen tun, dass die Hälfte schlechter wegkommen wird? Ich glaube und hoffe, dass diese Frage nicht als Luxusproblem behandelt wird, sondern dass wir auch auf dieser Ebene an einer krisenfesten Gesellschaft arbeiten, denn gemeinsam sind wir stärker.

Eine weitere Bruchlinie schmerzte mich im vergangenen Jahr ganz besonders. Sie wird deutlich, wenn man darauf schaut, wer uns eigentlich Tag für Tag durch die Krise bringt: nämlich die Kassierer*innen, die dafür sorgen, dass wir uns weiterhin mit wichtigen Lebensmitteln versorgen können. Die Pfleger*innen, die für die Alten und Kranken da sind, wenn wir es selbst nicht sein können. Überhaupt das Gesundheitspersonal, das jeden Tag sein Bestes gibt. Menschen in der Logistik, die sicherstellen, dass wir haben, was wir brauchen. Lehrkräfte und Erzieher*innen, die trotz persönlichen Risikos für die Kleinsten unserer Gesellschaft da sind, damit kein Kind zu Hause abgehängt wird. Bus- und U-Bahn- und Taxifahrer*innen, die uns fahren, wenn wir doch mal wohin müssen. Und so weiter.

Ich habe gerade so abstrakt von diesen Menschen gesprochen, aber das sind nicht nur irgendwelche Berufe, nicht irgendwelche Menschen: Viele dieser Berufe sind überdurchschnittlich weiblich, einige besonders von Menschen mit sogenanntem Migrationshintergrund oder ausländischen Fachkräften besetzt, und fast alle davon können kaum von ihrem Lohn leben. Sie stellen aber mitunter die kritische Infrastruktur einer Gesellschaft. Wie können wir sicherstellen, dass sie nicht die alleinige Last tragen, sondern stark bleiben, damit auch der Rest stark sein kann?

Auf Instagram warnte die Hebamme Karen Dannhauer vor einem Post-Covid-Burnout und einem massiven Exodus aus den Gesundheitsberufen. Geschichten über Enttäuschung sammeln sich bereits unter dem Hashtag #pflexit. Auch aus meinem Umfeld berichten Pfleger*innen und andere Menschen, die im Bereich Gesundheit arbeiten, wie erschöpft sie sind. Wie allein gelassen sie sich fühlen von der Politik und den Mitmenschen, die sich einfach nicht einschränken lassen wollen und die Krankenhäuser volllaufen lassen. Diese Geschichten sind schwer erträglich.

7 <https://www.dritter-gleichstellungsbericht.de/kontext/controllers/document.php/102.e/c/d1e61e.pdf>.

8 <https://sz-magazin.sueddeutsche.de/freie-radikale/mental-load-teilen-teresa-buecker-89594>.

Diesen Notstand dürfen wir weder politisch noch persönlich zulassen, wenn wir weiterhin ein starkes Gesundheitswesen wollen – und ich denke, da ist trotz aller Beschwichtigungen durch unsere Politiker*innen noch sehr viel Luft nach oben.

Der Begriff der intersektionalen Gerechtigkeit, den die Juristin Kimberlé Crenshaw vor über 30 Jahren in den USA prägte und den heute Visionärinnen wie Emilia Roig vom Center for Intersectional Justice in Berlin auch für den deutschen Kontext weiterentwickeln, wird oft als Identitätspolitik abgebügelt. Aber es ist gerade der Blick auf die Schwächsten in unserer Gesellschaft, das aktive sie sehen Wollen und mit ihnen und für sie eine Lösung finden Wollen, der uns als größeres Ganzes starkmacht. Erst der liebevolle Blick, der niemanden vergisst, nimmt den Menschen als Mensch wahr und ermöglicht die Arbeit an einer ernsthaften Lösung für alle.

Diese Krise hat uns gezeigt, dass wir ohne die Menschen am unteren Ende einer ausbeuterischen Gesellschaft nicht können. Während sich die Privilegierten in ihre großzügigen Häuser⁹ und Homeoffices zurückziehen konnten (wenn sie denn durften¹⁰) und während ihre Geldanlagen sich nach einem kurzen Tief wieder erholt haben, waren es die materiell Schwachen, die alles, zum Teil auf eigene Kosten, am Laufen hielten. Doch was bleibt nach dem Applaus im Frühjahr für sie? Die Menschen in den sogenannten systemrelevanten Berufen haben nicht nur Respekt verdient, sondern alle Ressourcen, die sie für ihre Arbeit und ihre mentale Gesundheit brauchen. Einige sind politisch auf den Weg gebracht worden, etwa Bonuszahlungen. Wir müssen als Gesellschaft aber wachsam sein, dass die Gesten des Entgegenkommens kein Trostpflaster sind und übermorgen schon alles wieder weitergeht wie zuvor, sondern dass dies der Beginn einer größeren, gesellschaftlichen Transformation ist, die vor allem die kritische Infrastruktur stärkt.

Und bevor wir alle nach oben schauen, zu den höchsten Entscheidungsträger*innen: Ressourcenfragen sind nicht nur Systemfragen. Und Ressourcen meint nicht nur Geld. Unterm Strich machen auch alltägliche Entscheidungen einen Unterschied. Jede und jeder ist mitverantwortlich für den Verlauf dieser Krise und damit auch für die Kosten der Krise. Rücksichtnahme ist in diesen Zeiten gelebte Solidarität. Ebenso aktive Anerkennung: Wann haben wir uns zuletzt persönlich in aller Aufrichtigkeit bei Menschen bedankt, die wir nicht mal kennen, aber die für uns da sind? Ihnen unsere Unterstützung angeboten, Arbeit abgenommen oder ein kleines Geschenk gemacht? Nach ihnen gefragt? 2020 waren viele sehr mit sich selbst beschäftigt, das Jahr hat auch vielen viel abverlangt. Mein Wunsch für 2021 wäre, dass wir nicht nur achtsam mit uns selbst oder unseren Allernächsten sind, sondern sehr viel achtsamer mit unseren Mitmenschen sein werden. Falls hier Menschen aus der Pflege oder sonstigen systemrelevanten Berufen zusehen, möchte ich hiermit den Anfang machen und die Gelegenheit nutzen, mich hier zu bedanken. Vielen, vielen Dank für Ihre wertvolle Arbeit.

Ich habe eben den Begriff Achtsamkeit in den Raum geworfen, der durch die ganze Wellness-Industrie leider ausgehöhlt wurde. So meine ich ihn nicht. Achtsamkeit ist für mich nicht nur

9 <https://www.zeit.de/wirtschaft/2020-07/social-distancing-corona-luxus-soziale-ungleichheit/komplett-ansicht>.

10 <https://www.zeit.de/arbeit/2021-01/homeoffice-arbeiten-corona-krise-lockdown-buero-zwang>.

Introspektion und Sanftheit trotz aller Härte. Für mich ist Achtsamkeit in erster Linie ein wacher, mitfühlender Blick für das, was um einen herum geschieht – auch für all die Ungerechtigkeiten, für alles Leid, das Menschen einander und ihrer Umwelt zufügen. Nicht nur außerhalb der eigenen vier Wände, sondern auch außerhalb der eigenen Landesgrenzen, an den europäischen Grenzen und weit darüber hinaus.

Wir sind nicht alleine in dieser Krise. Das Faszinierende an einer Pandemie ist ja, dass sie global stattfindet. Dass sie keine Ländergrenzen kennt. Auch die zukünftigen Krisen werden keine Ländergrenzen kennen. Ich weiß nicht, was auf uns zukommt, ich vertraue aber den Warnungen vieler Wissenschaftler*innen, dass mit der Umweltzerstörung und der Erderhitzung noch viele Krisen auf uns zukommen werden. Auch Covid-19 kann man, wenn man will, als Symptom dieser Krise sehen.¹¹ Denn erst durch das aggressive menschliche Vordringen in Lebensräume von Wildtieren sprangen ihre Keime auf uns über. Allein im letzten halben Jahrhundert hat sich die Zahl der neuen Erreger vervierfacht.¹² Und sie können sich in der globalisierten Welt schneller verbreiten denn je.

Nun haben wir aber schon diese extrem vernetzte Welt geschaffen. Ich halte es für eine müßige Debatte, zu diskutieren, ob Globalisierung eine gute oder schlechte Sache ist. Wichtig finde ich, jetzt einen pragmatischen Umgang damit zu finden. Denn die Zeit rennt, wir haben keine andere Wahl. Wir müssen globale Zusammenhänge besser verstehen und unsere Rolle darin. In dem Zuge werden sich auch unbequeme Fragen stellen. Wollen wir zum Beispiel weiter in einer Welt leben, die so viele Ressourcen frisst und Ökosysteme so weit in ein Ungleichgewicht bringt, dass Millionen von Menschen zur Flucht gezwungen werden und neue Krankheitserreger freigesetzt werden? Könnten wir das überleben? Ist unser gegenwärtiges politisches System fit für das 21. Jahrhundert? Ich denke hier vor allem an den deutschen Maßstab der gemäßigten Mitte, der auf den Trümmern der vergangenen Weltkriege und des Kalten Krieges etabliert wurde und hierzulande Frieden und Stabilität gebracht hat. Bei aller Sympathie für eine Politik der Ausgewogenheit: Ist diese Haltung weiter geeignet, um Problemen zu begegnen, die kein Mittelmaß kennen, sondern nur auf radikale Maßnahmen reagieren?¹³ Gibt es überhaupt politische Systeme, die per se geeignet sind, hochkomplexe, globale und sich ständig verändernde, eskalierende Probleme zu lösen – oder erfordern dynamische Lagen dynamische Lösungen, die länderspezifische Systemfragen überwinden?

In die Zukunft gerichtet denke ich vor allem an Asien. Der Kontinent ist mit rund 44,6 Millionen Quadratkilometern der flächenmäßig größte Erdteil und mit über vier Milliarden Menschen (das ist immerhin mehr als die Hälfte der Weltbevölkerung) auch der einwohnerstärkste. Es gibt, zur Erinnerung, in Asien 47 Länder mit unzähligen Sprachen, Religionen und Kulturen. Ein pauschaler Vergleich verbietet sich da eigentlich. Erlauben Sie mir dennoch eine Beobachtung: Dieser riesige Kontinent hat es, in all seiner Vielfalt an politischen Systemen und geografischen Lagen, unterm Strich geschafft, dieses Virus deutlich besser einzudämmen als andere Kontinente.

11 <https://www.nytimes.com/2020/06/17/magazine/animal-disease-covid.html>.

12 <https://www.nytimes.com/2012/07/15/sunday-review/the-ecology-of-disease.html>.

13 <https://www.zeit.de/wissen/gesundheit/2020-12/corona-pandemie-krise-problembewaeltigung-deutschland-ausnahmestandard-gewoehnung>.

Asien hat sich also als ziemlich krisenresistent erwiesen – und das, obwohl in China die ersten größeren Ausbrüche bekannt wurden.¹⁴

Wir in Europa schauen, vielleicht aus Unwissenheit, vielleicht auch aus Ignoranz oder Arroganz, zu wenig nach Asien.¹⁵ Würden wir das mehr tun, würden wir Folgendes sehen: Diese Länder haben im bewegten letzten Jahrhundert vor allem eins gelernt: aus ihren Erfahrungen zu lernen. Dass viele Länder Virus-Ausbrüche unter Kontrolle hatten, hat auch damit zu tun, dass sie schon früher Erfahrungen mit Epidemien gemacht haben, etwa SARS oder MERS. Sie haben ihre Erfahrungen wissenschaftlich aufbereitet und vorgesorgt. Masken produziert und eingelagert, Krisenpläne entworfen, rechtliche Weichenstellungen für ihre Umsetzung geschaffen, hart am öffentlichen Vertrauen in die Politik gearbeitet, weil nur ein gutes Zusammenspiel aus Gesellschaft und Staat existenzielle Bedrohungen abwehren kann, und Regierungen, die die Bevölkerung nicht effektiv vor einer Epidemie geschützt hatten, wurden dafür abgestraft.

Zwei Beispiele:

Taiwan hatte 2016 ein Digital-Ministerium gegründet und damit nicht nur die Digitalisierung im Land vorangetrieben (Deutschland ist im Vergleich dazu ein Witz), sondern vor allem die barrierefreie Partizipation von Bürger*innen an der Politik gefördert. Damit stieg das Vertrauen der Bürger*innen in ihre Regierung enorm – und umgekehrt. Beide Seiten nahmen sich ernst und ziehen auch jetzt in der Pandemie an einem Strang.¹⁶

In Südkorea wählten die Menschen die Park-Geun-hye-Regierung unter anderem für ihr schlechtes Krisenmanagement in der MERS-Krise 2015 ab. Sie zeigen damit: Beide Seiten, Bevölkerung und Regierung, bedingen einander. Wir haben es hier, anders als in rassistischen Klischees, nicht mit einem autoritären Staat und obrigkeitshörigen Bürger*innen zu tun, sondern mit einer Regierung, die den Ansprüchen ihrer mündigen Bevölkerung gerecht werden will – und andernfalls abtreten muss. Die Bürger*innen fordern selbstbewusst und mit demokratischen Mitteln von ihrer Regierung den Schutz ihrer Gesundheit ein.

Das sind nur zwei von vielen Beispielen, wie es anders gehen kann. Wir hätten von diesen Staaten lernen können. Das Wissen war da. Aber wir haben die Chance verpasst und mit dem reagiert, das wir kannten: dem Pochen auf Freiheitsrechte, die allerdings nur die eigene, unmittelbare Freiheit meinen, nicht aber die Freiheit der gesamten Gesellschaft.

Und dann gibt es noch etwas: Asiatische Länder sind flexibel. Sie haben so viele Umstürze erlebt, so viele Systemwechsel. Gigantische, gesellschaftliche Umwälzungen wie die Digitalisierung gehen dort rasant voran. Behalten haben viele von ihnen die Einsicht, dass sie schnell, pragmatisch und der Lage entsprechend handeln müssen. Das schafften nicht nur autoritäre Ein-Parteien-Staaten, sondern durchaus auch liberale Demokratien. Es wird die Aufgabe von Politolog*innen

14 Tatsächlich legen neuere Untersuchungen nahe, dass die erste nachgewiesene Infektion aus Italien stammen könnte: <https://www.spiegel.de/wissenschaft/corona-erster-fall-koennte-aus-italien-stammen-aus-dem-november-2019-a-8757a6d9-48be-4f20-836e-de4ba14db2ba>.

15 <https://www.zeit.de/politik/deutschland/2020-11/umgang-corona-arroganz-asien-vietnam-infektions-geschehen-erfolg>.

16 <https://www.brookings.edu/blog/order-from-chaos/2020/09/15/taiwans-unlikely-path-to-public-trust-provides-lessons-for-the-us/>.

sein, diese Unterschiede besser zu verstehen, und unsere Aufgabe, daraus Konsequenzen zu ziehen.

Mit dem Weitblick lade ich Sie nochmal zum Blick auf sich selbst ein. Sind wir, in diesem neuen Jahr, bereit für die Zukunft? Was brauchen wir für die Zukunft? Ich glaube, wir haben da viel aufzuholen. Selbst der Ex-Chef der Bank of England, Mervyn King, sagte: „Wir konzentrieren uns zu sehr darauf, kurzfristige Gewinne zu maximieren. Deshalb investieren wir zu wenig in Prozesse, die unsere Gesellschaften robuster machen.“¹⁷ Meine Hoffnung ist, dass wir als Menschen lernfähig sind. Dass wir diesen Tiefpunkt, die verpassten Chancen, nutzen können, um eine radikale Inventur zu machen. Nicht nur im Privaten, wie es viele getan haben, sondern auch größer gedacht.

Viele sind in diesen Zeiten oft spazieren gegangen. Vielleicht fiel Ihnen dabei auf, dass das ziemlich ungemütlich sein kann. „Deutsche Innenstädte sind auf Shoppen statt auf Begegnungen ausgerichtet – wer Komfort will, muss meist konsumieren“, schrieb die Spiegel-Kolumnistin Margarete Stokowski.¹⁸ Es gebe zu wenig Parks, diese seien auch noch schlecht ausgestattet. „Stellen Sie sich vor, wir hätten Parks mit überdachten, windgeschützten Sitz- und Liegegelegenheiten und kostenlosen, sauberen Klos in Laufnähe. Abends wären die Wege so gut beleuchtet, dass man sicherer nach Hause gehen kann. Ist das zu viel verlangt?“, fragt Margarete Stokowski weiter – und ich finde, sie hat einen Punkt. Bei der Gelegenheit kann man über viele weitere Dinge nachdenken, die für alle da sind, zum Beispiel mehr Sportgeräte für alle Altersgruppen. Wir könnten den öffentlichen Raum so umgestalten, dass er inklusiver ist. Dass er ein unbeschwertes Sozialleben ermöglicht, ungeachtet des ökonomischen oder sonstigen Hintergrundes. Räume, die Leute glücklich und gesund und damit resilient halten, also widerstandsfähig. Denn wozu sind denn unsere Steuergelder da, warum werden sie so wenig in öffentliche Güter und so viel in die Privatwirtschaft investiert?

Wie können wir ein gutes Leben für alle schaffen, auch in anderen Bereichen? Ich habe es vorhin schon in der Problemanalyse erwähnt, aber in die Zukunft gerichtet nochmal: Wie können wir den #pflexit verhindern und eine Gesellschaft werden, die systemrelevante Berufe besonders wertschätzt und die Menschen darin für ihre Leistungen honoriert, sodass sie uns auch künftig souverän durch Krisen tragen können?

Eine Sache, die mir 2020 gut gefallen hat, waren die ernst gemeinten Fragen und die Wünsche nach Gesundheit. Wir haben dadurch gesehen, wie klein und verletzlich wir als Menschen doch sind, welche Bedürfnisse wir eigentlich haben und in welche Richtung wir noch wachsen müssen. Meine Hoffnung ist, dass uns diese Erkenntnisse im neuen Jahr erhalten bleiben. Dass die Fragen und Wünsche bleiben. Dass wir uns nun gemeinsam auf die Suche nach Antworten machen. Dass wir dabei niemanden zurücklassen, sondern stets einen achtsamen, liebevollen Blick bewahren. Und dass wir in der vielen Zurückhaltung, die wir geübt haben, auch Sanftheit mit sich und anderen gelernt haben.

Wenn wir das schaffen, dann bin ich zuversichtlich, dass es ein gutes Jahr wird.

17 <https://www.zeit.de/gesellschaft/2020-05/coronavirus-prognosen-unsicherheit-krise-mervyn-king>.

18 <https://www.spiegel.de/kultur/soziale-stadtplanung-erst-die-wohnung-renovieren-dann-die-ganze-stadt-a-8f42b4b4-d3fb-45ae-87a9-cb458742c6ae>.